

z. B. mit Maria und dem Christkind auf beiden Armen ist geradezu hässlich. Die Schnitzwerke scheinen mir überhaupt von höherem Werth, besonders wo das Charakteristische vorliegt, wie in den Köpfen der Männer. Die Gestalten sind meistens etwas breit und kurz, die Gewandung reich mit gehrodener Falten. Das Architektonische ist durchaus auf malerische Wirkung berechnet, daher ein ananthyg phantastisches Flechtwerk, das tie und da fast einem Wurzelgeflechte gleicht. Die Bemalung und Vergoldung endlich ist sehr fein. Mir scheint es an Werth dem später zu besprechenden Altar von Michael Pacher in Grötes nicht nachzustehen, indem es an Liebtlichkeit ersetzt, was jenes an kirchlichen Ernste voraus hat. Auch scheint mir die Weise der Ausführung den Pacher'schen Arbeiten sehr

nahe zu stehen; und wenn es der Zeit nach nicht wohl statthaft scheint, diese Arbeit ihm selbst zuzuschreiben (sein Todesjahr ist nicht bekannt), so stimmt sie sicher aus seiner Schule. — Endlich sei es noch erwähnt eines neuern Werkes zu gedenken. Das sind die Gemälde auf dem Orgelkasten vom Jahre 1631. Sie stellen die Mutter Gottes, die Anbetung der Könige u. m. a. dar. Man erkennt auf den ersten Blick die venetianische Schule und die Hand eines ausgezeichneten Chrieten, der sehr an Paul Veronese erinnert. Die Composition ist voll Lust und Leben, einzelne Köpfe von meisterhafter Vollendung, manche Figuren hingegen übermässig fleischig, kurz und verzeichnet. Es wäre wohl der Mühe werth, dass man diese Bilder reinigte und in ihrer früheren Farbenpracht glänzen liesse.

### Die Kirche des heil. Michael zu Michelsberg in Siebenbürgen<sup>1)</sup>.

Von Ludwig Reissenberger, k. k. Conservator in Hermannstadt.

Wenn Deutschland und selbst das benachbarte Ungarn eine ziemliche Anzahl herrlicher Kirchenbauten aus der Bauperiode des spätromanischen Styls aufzuweisen im Stande sind, so muss man dagegen Siebenbürgen an bedeutenden Denkmalen dieser Bauweise sehr arm nennen, ja man muss sogar eingestehen, dass es auch nicht eines besitzt, welches hinsichtlich des Kunstwerthes den vorzüglicheren Bauwerken dieser Art in Deutschland und Ungarn an die Seite gestellt werden könnte. Der Grund hievon liegt unstreitig zunächst darin, dass die wenigen Bewohner Siebenbürgens vor der Einwanderung der Sachsen in dieses Land einen zu geringen Bildungsgrad besaßen, als dass aus ihrem Schoosse irgend welche Kunstschöpfungen hervorgehen konnten; die Sachsen aber, mit welchen — nach der alle Keime eines höheren Culturlebens vernichtenden Völkerwanderung — zuerst wieder Gesittung ins Land kam, erst in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts, ein guter Theil derselben wahrscheinlich noch später, also in einer Zeit einwanderten, wo in Deutschland die romanische Bauweise ihren Höhenpunkt erreicht hatte oder wo man schon in eine neue Bauperiode überzugehen begann, und die neuen Ansiedler im neuen Heimathlande, das, wie es schon die Ansiedlung voraussetzt und auch urkundlichem Zeugnisse zufolge<sup>2)</sup> meist nur eine Wüste war, bei ihrem wohl längere Zeit andauernden Bemühen, sich den ihnen von den ungarischen Königen überlassenen Landstrich urbar zu machen und wohnlich einzurichten, nicht sobald an den Bau schöner Kirchen denken konnten. Aber auch nach-

her, als die deutschen Ansiedler schon einen festeren Bestand gewonnen hatten, mochte es ihnen noch nicht so recht möglich sein, grössere und kunstreichere Bauwerke zu schaffen, da sie noch lange Zeit ihr Hauptaugenmerk auf die Beschützung ihrer mit Mühe gewonnenen Wohnstätte gegen die Angriffe benachbarter wilder Völker und auf die Vertheidigung ihrer Selbstständigkeit gegen mancherlei innere Feinde richten mussten; die Kunst aber nur da zu schönern Blüthen sich entfaltet, wo äussere Sicherheit und eine gewisse Behäbigkeit, die den Geist mehr zur Thätigkeit nach Innen als nach Aussen veranlasst, das ganze Volksleben trägt. Mit diesem der Entwicklung eines höheren Kunstlebens höchst ungünstigen Zustande der neuen Ansiedler, so wie der nur successiven Einwanderung derselben mag wohl auch der bemerkenswerthe Umstand im Zusammenhange stehen, dass die wenigen Bauwerke, welche Siebenbürgen aus der Zeit der Herrschaft des romanischen Styls besitzt, fast ausschliesslich denjenigen Theilen Siebenbürgens angehören, wo höchst wahrscheinlich<sup>1)</sup> die ersten Ansiedlungen stattfanden, nämlich in den Kirchensprengeln des Hermannstädter, Leschkircher und Unterwälder evangel.-lutherischen Kapitels, so wie in Karlsburg und seiner Umgebung. Vielleicht hatten die Colonistengruppen dieser Kirchensprengel, wie es auch in der Natur der Sache liegt, da sie die ersten waren, noch in einer Zeit, in welcher der romanische Styl vorherrschte, einen solchen Bestand gewonnen, dass sie schon damals an den Bau grösserer und soliderer Kirchen gehen konnten, während die nachfolgenden Ansiedler erst später, nachdem schon eine neue Bauweise — die Gothik — zur Praxis gekommen war, ihre für das erste

1) Die geschickten Aufnahmen des Bauwerkes und die Zeichnungen zu den Holzschnitten sind ein Werk des Herrn M. Seyfried, Assistenten der k. k. Landesbaudirection in Hermannstadt.

2) Der Legat, Gregorius, welcher unter der Regierung des ungarischen Königs Bela III. (1173—1196) den Diöcesenstreit zwischen dem siebenbürgischen Bischofe und dem Hermannstädter Propste entschied, nennt das Land, welches den deutschen Ansiedlern von K. Geysa verliehen wurde, ausdrücklich eine „Wüste“. S. Schlözer's Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, S. 27.

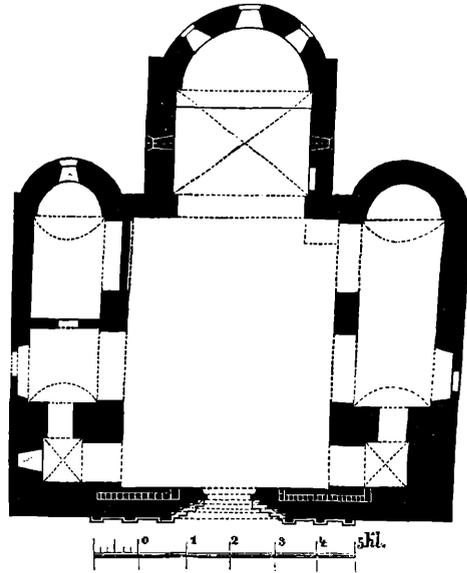
1) In der vom Legaten Gregorius über den erwähnten Diöcesenstreit ausgestellten Urkunde werden die dem Hermannstädter Propste untergeordneten Ansiedler — wohin die Capitel Hermannstadt, Leschkirch und Grosschenck gehörten — die „ersteren“ Gysanische Einwanderer genannt.

Bedürfniss errichteten weniger dauerhaften Gotteshäuser in solidere Kirchen umzuwandeln vermochten.

Ist demnach hieraus die geringe Anzahl romanischer Baudenkmale in Siebenbürgen erklärlich, so muss man auch noch ferner eingestehen, dass selbst von diesen wenigen Denkmalen häufig nur Bruchstücke und oft unbedeutende Überreste ihres ehemaligen Bestandes vorhanden sind. Theils hat der rohe Vandalismus früherer Jahrhunderte dieselben entweder völlig zu Grunde gerichtet oder in unbedeutende Trümmer verwandelt, theils hat auch der Zahn der Zeit den Verfall derselben so sehr herbeigeführt, dass dieselben einer vollständigen Ausbesserung unterzogen werden mussten, wobei aber nicht mehr im Geiste des alten Styls verfahren wurde. Durch solche Ausbesserungen erlitten daher die grössere Anzahl dieser Baudenkmale eine solche Umwandlung, dass bis auf einzelne Theile, aus denen die ursprüngliche Anlage noch erkennbar ist, der ganze Charakter des Baues verschwunden ist. Am häufigsten erkennt man diese ursprüngliche Anlage an den Thürmen der kirchlichen Bauwerke, welche wegen ihres massiveren und solideren Baues sowohl dem rohen Vandalismus als auch dem Zahne der Zeit besser widerstanden. So deutet der Thurm an der evangel. Pfarrkirche zu Mühlbach, so die Thürme an den evangel. Kirchen in Grosspold, Grossludosch, Heltau und Grossau unverkennbar auf die ursprünglich romanische Anlage der ganzen Kirche hin. An anderen Orten verräth dagegen das romanische Portal den ursprünglichen Charakter des ganzen Bauwerkes, wie in Holzungen, Szakadat, Neudorf und Rätseh und noch in andern, wie in Thalheim, Kleinscheuern, Rothberg u. a. lässt sich aus den niedrigen und finsternen Seitenschiffen ihrer Kirchen sowie aus der Beschaffenheit der Pfeiler und Bögen zwischen diesen und dem Mittelschiffe auf den romanischen Ursprung dieser Kirchen schliessen. Ganz unverändert oder doch nur in unwesentlichen Theilen umgewandelt sind mir nur drei kirchliche Gebäude bekannt, nämlich die bischöfliche Kathedralkirche zu Karlsburg, das schönste Baudenkmal romanischen Styls in Siebenbürgen, ferner die alte Bergkirche in Urvegen und die Kirche des h. Michael zu Michaelsberg. Letztere ist wegen der mehr interessanten Ausführung einiger Theile für die Geschichte des romanischen Kirchenbaues in Siebenbürgen ungleich wichtiger als die Bergkirche in Urvegen, welche überhaupt fast nur wegen ihrer beinahe unveränderten Erhaltung in der ursprünglichen Anlage bemerkenswerth ist. Sie verdient daher auch vor jener eine nähere Beschreibung, welche die folgenden Zeilen zu geben versuchen.

Die Kirche des heil. Michael zu Michelsberg, welche gegenwärtig den Bewohnern dieses Dorfes nur noch zur Aufbewahrung ihrer besseren Habseligkeiten dient, steht auf dem Gipfel eines isolirten Gneisskegels, welcher auf der Nordseite des Dorfes etwa 250 Fuss über demselben sich erhebt, und ist, wie die meisten Kirchen im Sachsenlande,

mit einer Ringmauer umgeben. Die Kirche zeigt in ihrem Grundrisse (Fig. 1) den romanischen Styl in seiner entwickelteren Form, doch fehlt hier das sonst häufige Kreuzschiff.



(Fig. 1.)

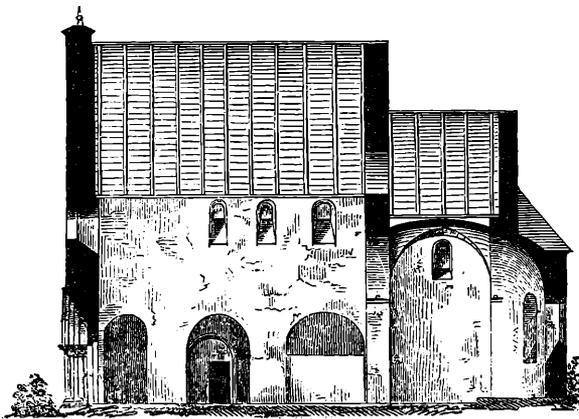
Auch lässt sich nicht verkennen, dass die Ausdehnung der Kirche in die Breite gegen ihre Längenausdehnung zu stark hervortritt, was die Massenhaftigkeit und Schwerfälligkeit des ganzen Baues nicht wenig erhöht, wozu aber die Erbauer, da sie wahrscheinlich

von der sonst üblichen Weise, die Hauptachse der Kirche von Ost nach West zu legen, nicht abgehen wollten, durch den beschränkten Raum des Berggipfels, der sich mehr in der Richtung von Nord nach Süd ausdehnt, gezwungen waren. Im Allgemeinen ist der Bau sehr einfach und entbehrt jetzt, mit Ausnahme des Portals, jedes ornamentalen Schmuckes; starr und unbelebt steigen die Mauerwände empor und völlig ungegliedert, ja fast roh erscheinen Pfeiler und Bögen. Vielleicht mag der gänzliche Mangel an baufähigen Bausteinen in der nächsten Umgebung und die Mittellosigkeit der Erbauer, welche der Herbeischaffung geeigneter Bausteine aus der Ferne hinderlich entgegenstand, die vorzügliche Ursache gewesen sein, dass die Kirche in den meisten Theilen so ganz ohne allen feinen architektonischen Schmuck erstand. Das Materiale daran besteht daher auch bis auf das Portal und die Seiteneingänge aus Bruchsteinen, welche in der nächsten Nähe im Glimmerschiefer- und Gneissgebirge gebrochen wurden; doch ist in der Zusammenfügung derselben das Bestreben bemerkbar, auch unter diesen misslichen Verhältnissen den Mauerwänden eine möglichst glatte und gefällige Fläche zu geben, da nach Aussen die Bruchsteine so viel als möglich mit ihren ebenen Bruchflächen übereinander gefügt sind.

Die Kirche zerfällt ihren Haupttheilen nach in das Schiff oder Langhaus und das Presbyterium oder den hohen Chorsammt Apsis und hat eine Gesamtlänge von 12 Klaftern. Das Schiff theilt sich wieder in das Haupt- oder Mittelschiff und hat zwei Seitenschiffe oder Absseiten, an welche letztere sich zwei quadratische Räume als wahrscheinliche Unterbauten von zwei gleich hohen Thürmen anschliessen. Das Hauptschiff hat bei einer Breite von  $4\frac{1}{2}$  eine Länge

von 7° und eine Höhe von  $5\frac{2}{3}^\circ$  und war ehemals, wie dieses bei den romanischen Kirchen häufig der Fall war und an der alten Bergkirche in Urvegen und der evang. Kirche in Rät sch noch jetzt bemerkbar ist, mit einer flachen, wag-rechten Holzdecke überdeckt; jetzt fehlt jede Überdeckung. Das Licht empfängt dieser Theil der Kirche durch 6 kleine Fenster, wovon je drei auf einer Seite des Mittelschiffes ohne irgend eine Gliederung mit glatt abgeschragten Wänden über das Pultdach der Abseiten sich erheben. In dem einen südlichen Eck des Hauptschiffes gegen das Presbyterium hin befindet sich ein steinerner Aufsatz von geringer Höhe, auf welcher einst die, wohl nicht zu derselben Zeit wie die Kirche, erbaute Kanzel stand. In der Nähe des Haupteinganges an der Westseite der Kirche, der jedoch gegenwärtig verschlossen ist, bemerkt man auf jeder Seite desselben einen schmalen Mauer gang innerhalb der 4 Fuss dicken Stirnmauer, wovon der eine ehemals auf den nördlichen Thurm, der andere in den oberen Raum der südlichen Abseite unter das Pultdach derselben hinaufführte.

Von dem Hauptschiffe sind die beiden Abseiten durch breite aber verhältnissmässig niedrige Bögen von breiter Laibung geschieden. Die Breite der Abseiten, welche (Fig. 2)



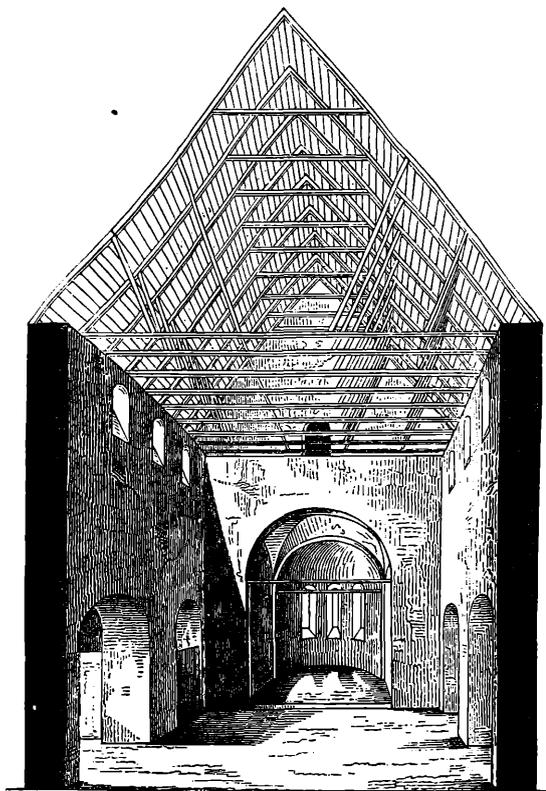
(Fig. 2.)

beiden gleich ist, beträgt  $10\frac{1}{2}$  Fuss und es verhält sich demnach die Breite der Abseiten zur Breite des Mittelschiffes wie die Zahlen 105:275; ein Verhältniss welches nicht wenig von dem sonst gewöhnlichen (1:2) abweicht und die oben erwähnte übermässige Breitenausdehnung der Kirche bewirkt. Die Höhe der Abseiten beträgt beinahe 3 Klafter, wonach diese, wie auch sonst, halb so gross ist als die Höhe des Hauptschiffes. Auch die Abseiten scheinen wie das Mittelschiff nach oben platt geschlossen gewesen zu sein, da keine Spuren von unterstützenden Gewölbtheilen sichtbar sind. In jede Abseite führte ehemals ein besonderer Seiteneingang, wovon der eine im Norden gegenwärtig als der eigentliche Eingang in die Burgkirche benützt wird, der andere im südlichen Seitenschiff dagegen bis auf ein kleines viereckiges Fenster zugemauert ist. Die Thürstöcke beider sich

diametral entgegenstehender und im Rundbogen geschlossener Eingänge bestehen aus demselben Sandsteine, aus welchem auch die Steinarbeiten an der evangelischen Hauptkirche in Hermannstadt gemacht sind und sind nicht ganz ohne Gliederung. Beide Abseiten sind gegen Osten, wie dieses bei den späteren und vorzüglicheren romanischen Kirchenbauten immer der Fall ist, mit einer kleinen Nische geschlossen, welche unter einem besonderen Walmdache steht. Jede dieser Nischen besass ehemals ein Fenster, durch welches die Abseite ihr Licht empfing; das eine im südlichen Seitenschiff ist aber jetzt ganz, das andere im nördlichen Seitenschiff bis auf ein kleines, viereckiges Gitterfenster zugemauert. Das nördliche Seitenschiff ist ausserdem durch einen späteren Zubau, bei welchem der an das Presbyterium stossende Bogen des Mittelschiffes zugemauert wurde, in eine kleine Kammer, die in den späteren Zeiten zum Theil als Gefängniss, zum Theil zur Aufbewahrung alter Kriegsgeräthe diente, und in einen Vorraum abgeschieden worden. An die Abseiten schliessen sich im Westen jene oben erwähnten quadratischen Räume an, über welchen ehemals auf massenhaften Unterlagen höchst wahrscheinlich zwei viereckige Thürme sich erhoben oder nach der ursprünglichen Anlage doch erheben sollten. Der Abschluss der Façade zu einem vollständigen harmonischen Ganzen forderte diese auch sonst auf der Westseite der romanischen Kirchen häufig vorkommenden Doppelthürme. Von den Thürmen, welche die Façade der Burgkirche wahrscheinlich flankirten, ist der eine an der nordwestlichen Ecke noch sehr wohl zu erkennen, und es lässt sich auch die Höhe desselben bis zur Bedachung, welche mit der Höhe des Hauptschiffes übereinstimmt, bestimmen; der andere muthmassliche dagegen erhebt sich gegenwärtig nur bis zur Höhe der südlichen Abseite.

Von dem Schiffe ist das um 1' höher gelegene Presbyterium durch einen hohen mit einem einfachen Gesimse auf beiden Seiten gezierten Rundbogen geschieden. (Fig. 3.) Dasselbe bildet ein etwas unvollkommenes Quadrat und wird von zwei, den Fenstern im Mittelschiff ähnlich gestalteten Fenstern erleuchtet. Es ist mit einem einfachen Kreuzgewölbe überdeckt und hatte ehemals an seiner südlichen Seite einen kleinen Eingang, dessen Thürstöcke gleichfalls aus jenem oben erwähnten Sandstein nicht ohne Kunst gehauen sind, und durch welche wahrscheinlich der Geistliche in den Chor trat. In diesem Theile der Kirche befand sich der Hauptaltar, worauf auch die noch vorhandene quer über das Chor gehende eiserne Unterstützungsstange hindeutet. Die sonst in romanischen Kirchen unter dem hohen Chor nicht selten vorkommende Krypta fehlt der Michelsberger Burgkirche und scheint überhaupt dem romanischen Kirchenbau in Siebenbürgen fremd gewesen zu sein; wenigstens habe ich noch in keiner der vorhandenen und mir bekannt gewordenen Kirchen aus dieser Stylperiode irgend welche Spuren einer solchen Krypta aufgefunden. In der Michelsberger

Kirche konnte natürlich wegen des felsigen Bodens keine Krypta angelegt werden.



(Fig. 3.)

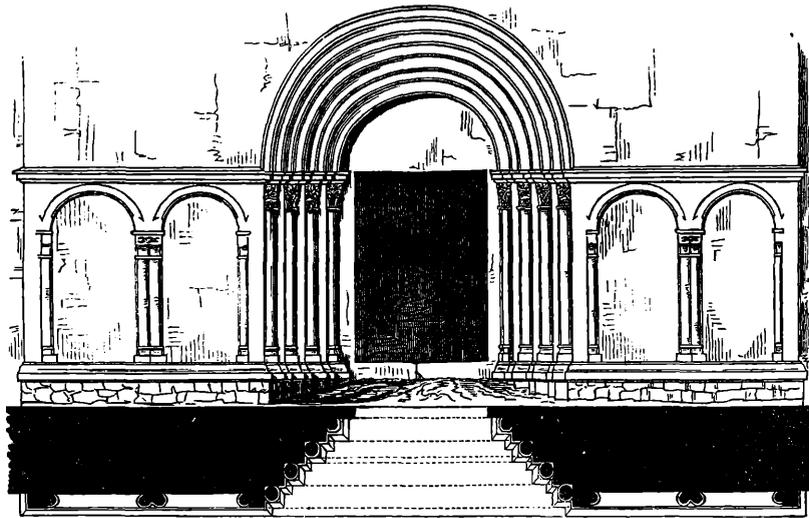
An den hohen Chor schliesst sich der dritte Haupttheil der Kirche, die halbkreisförmige Chornische an, deren Durchmesser 20 5' beträgt; sie empfängt ihr Licht durch drei radial angebrachte kleine, jedoch stark abgeschrägte Fenster. Ehemals zierte diesen Theil der Kirche schöne Malereien, namentlich waren nach der Aussage älterer Männer mancherlei Frauengesichter und ein Christusbild bemerkbar; jetzt sind nur noch geringe Spuren unter der Tünche sichtbar, womit der Unverstand späterer Zeiten in dem Glauben, dadurch dem Innern der Kirche ein schöneres und gefälligeres Ansehen zu geben, Schiff, Chor und Wölbung der Chornische überzog.

Das Äussere der Kirche entspricht mit Ausnahme der Façade vollkommen dem Inneren derselben. Von einem gegliederten Mauersockel, von einem zierenden Kranzgesimse, Friesornamenten, Lesenen und ähnlichem architektonischen Schmucke, wie sie in anderen Ländern der romanische Baustyl an der Aussenseite der Kirchenwände in den mannigfaltigsten Formen hervortreten liess, ist nicht das Geringste vorhanden; das einzige was hievon bemerkbar wäre, ist ein einfaches Gesimse, welches an den Nischen der Abseiten aus einem einfachen, an der Chornische aber aus einem doppelten Wulst bestehend, unter der Bedachung hinzieht. Was jedoch hierin dem Gotteshause fehlte, das suchte man, in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Bestre-

ben der romanischen Baukunst, an der Façade und insbesondere an dem Portale so viel als möglich zu ersetzen; wodurch denn dieser Theil der Michaelskirche auch der schönste und interessanteste geworden ist. Und in der That man muss gestehen, dass das Portal der Michaelskirche durch seine wenn auch mehr einfache aber doch harmonisch zusammenklingenden Formen auf den Beschauer einen tiefen, man möchte sagen, innerlich erwärmenden Eindruck macht. (Fig. 4.) Das Portal besitzt zwar nicht die reiche Detailaus schmückung, wie sie andere romanische Kirchen in Deutschland und Ungarn zeigen; auch fehlen ihm die Relieifarbeiten, welche die mit dem Michelsberger Portale in der Profilirung übereinstimmenden Portale der Kirchen zu Holzmengen und Szakadat interessant machen; aber dafür greifen alle einzelnen Details desselben so harmonisch zusammen und sind die Motive dazu so glücklich gewählt, dass das Auge des Beschauers lange mit innigem Wohlgefallen darauf verweilt. Das Portal hat im Lichten eine Breite von 5' und eine Höhe von 8' bis zum Bogenfeld. Die weitabgeschrägten Seitenwände stufen sich in 4 Pfeilerecken ab, welche in ihren rechtwinkligen Ecken abwechselnd aus Sandstein und Grobkalk bearbeitete Säulen tragen, von denen die beiden innern im Octogon, die übrigen rund ausgeführt sind. Der Mauersockel, auf welchem die Säulen und Pfeiler ruhen, ist in Plättchen, Schrägung und Plättchen gegliedert und setzt sich in dieser Weise an der Façade bis zur Scheidung zwischen dem Mittelschiff und den Abseiten fort. Die Säulenfüsse sind dem attischen ähnlich und bestehen aus Plättchen, Höhlung und Wulst; die Capitäle der Säulen schmücken mannigfaltig verschlungene Bänder mit kleinen schneckenförmigen Windungen darüber, wodurch dieselben Ähnlichkeit mit dem jonischen Capital erhalten. Über diesen Windungen sind als Krönung derselben unförmlich gestaltete Menschenköpfe angebracht. Die Säulen überdeckt ein in ähnlicher Art wie der Mauersockel gegliedertes Gesimse von gleicher Länge, über welchem dann die zum Theil gefärbte Wölbung des Portals dieselben wechselnden Formen, wie die Windungen sie zeigen, wiederholt, so dass die Gliederungen daran genau mit den untergestellten Säulen correspondiren. Das Bogenfeld über dem wagerechten Thürsturz, welches sonst gewöhnlich mit schönen Reliefs geschmückt ist, ist hier leer und scheint auch nie etwas derartiges gehabt zu haben; auch vermisst man an den Säulenfüssen die der romanischen Bauweise eigenthümlichen und an dem Portal in Holzmengen noch ziemlich wohl erhaltenen Eckknollen, wodurch der Übergang des eckigen Basaments in die Rundung der Säule vermittelt wurde. Anstatt dessen erhebensich aber zu beiden Seiten des Portals halb erhaben und von demselben Gesimse wie die Säulen der Wandungen des Portals überdeckte, in ähnlicher Weise wie diese Wandungen gegliederte Wandarkaden, welche das Ganze des Portals erst zu einem vollkommen harmonischen Abschlusse bringen und in Verbindung mit diesem, den sorgsam zusammengefügtten Bruchsteinen,

dem Fenster über dem Portal und dem auf der Spitze der Stirnmauer angebrachten Aufsätze der ganzen Façade einen überraschend schönen Anblick verleihen.

Fragt man nun nach der Erbauungszeit der in dem Vorangehenden beschriebenen Kirche, so ist man zur Beantwortung dieser Frage fast nur an die Bauweise derselben gewiesen, da kein urkundliches Datum direct auf die Erbauung derselben hinweist. Aber auch wenn man die Bauweise zu Grunde legt, ist man doch bei dem gegenwärtigen Stande der kirchlichen Kunstgeschichte in Siebenbürgen noch immer sehr schlimm daran, da die Frage, bis zu welcher Zeit in Siebenbürgen der romanische Baustyl vorherrschend war, noch durchaus nicht gelöst ist<sup>1)</sup>. Siebenbürgen besitzt zwar, wie schon oben erwähnt wurde, noch manche Überreste und Baudenkmale aus der Stylperiode des Romanismus; aber von keinem derselben ist meines Wissens die Zeit der Erbauung auch nur annäherungsweise constatirt. Andererseits greifen die Bauten der in Siebenbürgen im gothischen Styl erbauten Kirchen, von denen die Erbauungszeit mit Sicherheit angegeben werden kann, nicht so weit zurück, so dass wir daraus auf das Ende der romanischen und den Anfang der gothischen Bauweise schliessen können, da diese Bauwerke entweder der Blüthezeit oder dem beginnenden Verfall der gothischen Bauweise angehören. Man ist daher bei dem gegenwärtigen Stande des kirchlich-historischen



(Fig. 4.)

Kunststudiums in Siebenbürgen nur im Stande auf Grundlage einiger anderer Daten hypothetisch den Zeitraum zu begrenzen, innerhalb dessen die Erbauungszeit der Michaelskirche wahrscheinlich fallen mag, wozu durch das Folgende der Versuch gemacht wird. Es ist zunächst bekannt, dass

nach der oben erwähnten Urkunde des Legaten Gregorius aus dem letzten Viertel des XII. Jahrhunderts die Umgebung von Hermannstadt ein „desertum“ gewesen sei bis zur Einberufung der Sachsen nach Siebenbürgen durch Geysa II. Wenn nun der Ausdruck „desertum“ auch gleich nicht alle Bevölkerung ausschliesst, sondern noch immer zulässt,

dass dieser Bezirk von nomadisch lebenden Hirten zeitweise und spärlich bevölkert gewesen sei; so liegt doch gewiss so viel darin, dass in dem genannten Bezirk vor der Colonisirung desselben durch die Flandrer keine compacte und über die ersten Anfänge der Cultur hinaus gehende Bevölkerung vorhanden war. Mit Rücksicht hierauf und mit Bedachtnahme auf den Umstand, dass die jungen Ansiedler, wie schon oben nachgewiesen wurde, nicht sobald an den Bau grösserer und soliderer Kirchen gehen konnten, lässt sich nun der Grenzpunkt jenes Zeitraumes, in welchen die Erbauung der Michaelskirche fallen mag, mit ziemlicher Sicherheit bestimmen. Da die Regierung des Königs Geysa II. in die Jahre 1141 — 1161 fällt, so dürfte demnach als dieser Grenzpunkt etwa das letzte Viertel des XII. Jahrhunderts bezeichnet werden, worauf zugleich eine Vergleichung des Baustyls der Michaelskirche mit der Bauweise romanischer Kirchen in Deutschland aus derselben Zeit hinweist. Schwieriger ist die Bestimmung des zweiten Grenzpunktes, ja nach dem oben Angeführten ist man überhaupt nur im Stande, eine auf weniger sicherer Grundlage basirte Vermuthung auszusprechen. Bei dem fortdauernden Verkehr der Colonisten mit ihrem Mutterlande, den wir wohl auf Grundlage verschiedener urkundlicher Zeugnisse und nach der Analogie der späteren Zeiten annehmen dürfen, erscheint es vielleicht nicht zu gewagt, anzunehmen, dass die Herrschaft des Romanismus auch in Siebenbürgen, wenn auch etwas länger als im fernen Mutterlande, doch nicht um Vieles länger als da gedauert habe. In diesem und namentlich in den österreichisch-deutschen Provinzen kann aber, wie Dr. G. Heider in seinem ausgezeichneten Werke: „Die romanische Kirche

<sup>1)</sup> Dass sich bei dem Mangel urkundlicher Quellen mit einiger Vorsicht über die Chronologie der Bauwerke Siebenbürgens nur Vermuthungen aussprechen lassen, spricht für den richtigen Standpunkt des Herrn Verfassers. Denn wir stehen in Siebenbürgen wie in mehreren Kronländern Österreichs erst am Beginne der archäologischen Forschungen. Mit Rücksicht auf die eigenthümlichen Verhältnisse dieses Landes, des äussersten Grenzpunktes deutscher Cultur, hat übrigens die k. k. Central-Commission bereits im Sommer des Jahres 1836 einen Ingenieur des k. k. Handelsministeriums dahin entsendet, um Aufnahmen der interessantesten mittelalterlichen Bauwerke Siebenbürgens zu veranlassen. Die darauf basirten Zeichnungen dürften in kürzester Zeit vollendet und von dem Herrn Conservator Friedrich Müller in Schässburg mit dem entsprechenden Texte versehen werden. Wir hoffen dann, dass durch mehrere Beispiele für die Zeitbestimmung der Dauer des Romanismus in Siebenbürgen befriedigende Anhaltspunkte gewonnen werden und knüpfen nur noch daran den Wunsch, dass es auch der historischen Forschung gelingen möge, mit Bezug auf die Kunstgeschichte den ununterbrochenen Zusammenhang der fernen Colonien mit dem deutschen Mutterlande durch urkundliche Belege nachzuweisen. D. Red.

